

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 138.

Donnerstag, 17. Juni.

1915.

## Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

„Da die Aufforderung so dringend war, hielt ich es für meine Pflicht. Und dann —“ seine Stimme wurde nun doch etwas unsicher — „dann hoffte ich auch, Ihnen oder Ihrem Herrn Vater bei dieser Gelegenheit eine Bitte vorzutragen zu dürfen, deren Erfüllung mich von dem Druck einer peinlichen Empfindung befreien würde.“

Befremdet und fragend sah Martha zu ihm auf. „Eine Bitte? Was könnte das sein?“

„Als ich den Herrn Oberstleutnant während seiner letzten schweren Erkrankung hatte behandeln dürfen, erfreute er mich nach seiner Genesung durch ein Geschenk, dessen Annahme ich schon damals mit ehrerbietigstem Dank abgelehnt haben würde, wenn ich den hohen materiellen Wert der Gabe gekannt hätte.“

„Sie meinen die japanische Vase!“ fiel das junge Mädchen ein. „Es ist doch nicht etwa Ihre Absicht, sie jetzt meinem Vater zurückzugeben?“

„Diesen Wunsch habe ich in der Tat. Einer meiner Patienten, ein gründlicher Kenner, der die Vase vor kurzem bei mir sah, hat mich über ihren Wert aufgeklärt. Sie begreifen, daß es mich bedrücken muß, ein Geschenk zu erhalten, dessen Kostbarkeit in gar keinem Verhältnis steht zu der Bedeutung der Leistung, die damit belohnt werden sollte.“

„Wie können Sie es nur so ansehen, Herr Doktor!“ sagte Martha erregt. „Es war die Überzeugung meines Vaters wie die meinige, daß er nur Ihrer Kunst und Ihrer aufopfernden Sorge die Erhaltung seines Lebens zu danken habe. Keine Gabe hätte kostbar genug sein können, Ihnen unsere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Die Vase aber hat mein Vater nur gewählt, weil sie Ihnen hier bei uns so sehr gefallen hatte. Er war darauf bedacht, Ihnen eine Freude zu machen. Warum wollen Sie durch eine kränkende Rückgabe des Geschenkes jetzt ihn entgelten lassen, was ich gegen Sie gefehlt?“

Georg fühlte, daß es im Grunde eine Taktlosigkeit gewesen war, deren er sich da schuldig gemacht hatte. Aber dieses peinliche Bewußtsein verstärkte nur seinen Trotz.

„Indem er über ihre letzte Bemerkung hinwegging, sagte er: „Ich hatte für meine Bitte übrigens noch einen anderen Grund. Da ich wahrscheinlich schon in nächster Zeit mein hiesige Praxis aufgeben und eine mir angebotene Stellung als Oberarzt an einem Krankenhaus annehmen werde, würde ich an meinem neuen Aufenthaltsorte vielleicht wegen einer angemessenen Aufstellung des Kunstwerkes in Verlegenheit sein. Die Räumlichkeiten in den Krankenhäusern sind zumeist sehr beengt, und wir können es dann ja so ansehen, daß Ihr Vater die Vase, die in seinem Arbeitszimmer von prächtiger Wirkung war, einstweilen für mich in Verwahrung nehme.“

„Ach, reden wir doch nicht mehr davon! Sie müssen ja sehen, wie weh Sie mir damit tun. Warum sollen wir nicht aufrichtig gegeneinander sein? Sie wünschen

sich eines Gegenstandes zu entledigen, dessen Anblick unangenehme Erinnerungen in Ihnen weckt. Aber es wäre großmütiger, wenn Sie darauf verzichteten, denn diese Erinnerungen werden ohnedies bald genug verblasen. Und nicht wahr — Sie werden nicht meinetwegen den Wirkungskreis verlassen, in dem Sie sich Ihrer eigenen Versicherung nach bisher so wohl gefühlt? Auch wenn Sie bleiben, werden Sie schon nach wenigen Wochen nicht mehr in Gefahr sein, mir zu begegnen.“

„Sie wollen also doch fort von hier, Fräulein von der Seyde?“

„Ja — und für immer.“

„Sie — Sie wollen sich verheiraten?“

Martha nickte. „Auf Wunsch meines Verlobten soll die Trauung so bald wie möglich in der Schweiz stattfinden. Wir werden nach seinem Willen dann immer im Auslande leben.“

Nach dem, was sie ihm geschrieben, konnte ihn das ja nicht mehr überraschen. Aber daß sie jetzt von ihrer bevorstehenden Hochzeit wie von etwas Unabänderlichem und Selbstverständlichem sprach, traf ihn doch aufs neue mit der Wucht eines betäubenden Schlages.

„Warum nur haben Sie nie von dieser Verlobung gesprochen?“ fragte er mit schmerzlichem Vorwurf. „Darf ich denn wenigstens jetzt erfahren, wer der Glückliche ist?“

„Sie sollten ihn nicht glücklich nennen, Herr Doktor. Sein Name klingt Ihnen sicherlich ganz fremd, er heißt Herbert Lynder.“

„Ich habe diesen Namen allerdings noch nie gehört. Wie aber konnte es geschehen, daß von einem Mann, der Ihnen so nahe steht, in Ihrem Hause nicht ein einziges Mal die Rede war — und daß man ihn bei Ihnen nie gesehen hat?“

„Er war schon bei unserer Übersiedlung nach Liebenfelde auf weite Reisen gegangen — nach Indien, China und Japan. Während seines zweijährigen Fernseins hatten wir nichts von ihm gehört.“

„Ist das möglich? Sie hätten mit Ihrem Bräutigam nicht einmal korrespondiert?“

„Nein. Es unterblieb auf den Wunsch meines Vaters.“

„Jetzt ist er also zurückgekehrt?“

„Er teilte uns vor kurzem seine Ankunft auf deutschem Boden mit, und wir erwarten täglich seinen Besuch.“

„Unter diesen Umständen werden Sie es mir gewiß um so weniger verübeln, wenn ich Ihren Herrn Vater nicht weiter behandeln möchte. Aber da wir doch zum letzten Male miteinander reden, sagen Sie mir nur noch eins: Haben Sie ihn sehr lieb?“

„Er hat sich als edel und hochherzig erwiesen, und ich bin keinem Menschen auf Erden so vielen Dank schuldig als ihm. — Aber nun, wenn Sie es gut mit mir meinen, Herr Doktor, lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen.“

Die Hoffnung, die sich noch einmal in ihm geregt hatte, war schon wieder erstorben. „Es ist also unwiderruflich beschlossen — es ist ganz unabänderlich?“

Sie neigte stumm den Kopf.

Er aber hief die Zähne zusammen, als wollte er gewaltsam zurückhalten, was sich ihm noch heiß hatte auf die Lippen drängen wollen. Ein paar Sekunden lang standen sie schweigend, dann kehrte er sich zum Gehen. „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein! Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Zukunft!“

Sie dankte ihm nicht. Aber noch ehe er die Tür erreicht hatte, rief sie ihn bei seinem Namen.

„Herr Rutherford — o, lassen Sie uns nicht so Abschied nehmen. Geben Sie mir wenigstens Ihre Hand zum Zeichen, daß Sie mich nicht für schlecht und herzlos halten. Ich habe nicht ein leichtfertiges Spiel mit Ihnen treiben wollen, nein, bei allem, was mir heilig ist, das war meine Absicht nicht.“

Er hatte ihr noch eben bitter gegrollt, aber vor dem Anblick ihres ergreifenden Schmerzes und ihrer rührenden Lieblichkeit schmolz sein Groll dahin. „Ich habe Sie nie für schlecht und herzlos gehalten, Fräulein Martha. Und jetzt glaube ich Ihnen, daß es nicht anders sein konnte. Machen Sie sich meinetwegen keine Bonwürfe mehr. Ich werde immer in Verehrung und in Liebe Ihrer gedenken.“

Er küßte ihre beiden Hände, lange und innig, ohne daß sie es ihm verwehrt hätte. Dann ging er, und ihr mit ersticker Stimme geklüfterter Abschiedsgruß klang ihm draußen über das Brausen des Sturmes und über das Rauschen des Regens hinweg unablässig im Ohre wider.

In seiner einsamen Behausung angelangt, warf er den durchnässten Mantel von sich und trat vor die japanische Wase hin, deren Besitz ihm so lange eine Quelle fast kindlicher Freude gewesen war.

Gestern noch war er so gesonnen gewesen, sich ihrer um jeden Preis zu entäußern, weil ihr Anblick nur noch die schmerzlichsten Empfindungen in ihm auslöste, jetzt aber dachte er nicht mehr daran, sie zurückzugeben, sondern er war entschlossen, sie fortan doppelt heilig zu halten als eine letzte Erinnerung an den sonnigen Diebestraum, der ihm, ach, so schnell zerronnen war.

#### Elftes Kapitel.

In Hanna Wendriners Benehmen gegen den geprüglichen, liebenswürdigen Herrn Hartmann war seit ihrer bedeutamen Unterradung mit Paul Grebenberg plötzlich eine auffallende Veränderung eingetreten. Statt der bisherigen Zurückhaltung zeigte sie ihm ein außerordentlich freundliches Interesse. Während Grebenberg bei Tisch wortkarg und einsilbig blieb wie bisher, war Hanna von einer Heiterkeit, die ihrem Wesen sonst fern lag, und die ihre Eltern darum mehr als einmal in Erstaunen setzte. Fast immer richtete sie das Wort nur an Bruno Hartmann. Sie wurde nicht müde, ihn zu Erzählungen seiner amerikanischen Erlebnisse aufzufordern, und sie legte für seine Abenteuer, deren manches den Stempel der Erfindung recht deutlich an der Stirn trug, eine Teilnahme an den Tag, die eigentlich nur mit einem wärmeren Interesse an der Person des Erzählers selbst erklärt werden konnte.

Daß Hartmann ihr bei solchem Entgegenkommen um so eifriger den Hof machte und sich in allerlei kleinen Ritterdiensten erschöpfte, war nur natürlich. Das Spiel zwischen den beiden konnte der Aufmerksamkeit Wendriners nicht entgehen, und er wußte nicht, ob er sich dessen freuen oder ob er seine Tochter darum tadeln sollte. Daß sie Paul Grebenberg so augenfällig vernachlässigte, wollte ihm nicht gefallen, andererseits aber wäre ihm der harmlose und allem Anschein nach recht wohlhabende Herr Hartmann als Schwiegerjohn durchaus willkommen gewesen. Die mannigfachen großen Projekte, die er in seinem Kopfe wälzte, harrten zu ihrer Verwirklichung ja nur noch des befruchtenden Goldregens, und der Geldschrank eines reichen Eidams wäre für Heinrich Wendriner eine mindestens ebenso

angenehme Hilfsquelle gewesen wie die inneren Hüte etwas zweifelhaften Schätze des bestrafteften Bankdiebes.

Da er außerdem recht wohl wußte, daß Hanna sich nicht beeinflussen ließ, und daß er durch eine tadelnde Bemerkung wohl nur das Gegenteil von dem erreichen würde, was er bezweckte, so ließ er sie ruhig gewähren und suchte ihre Gleichgültigkeit gegen Grebenberg dadurch wieder gutzumachen, daß er selbst sich wie eine Kette an ihn hängte.

Während in der ersten Zeit lediglich das Zimmermädchen die Bedienung Hartmanns besorgt hatte, geschah es jetzt öfter, daß Hanna in sein Zimmer kam, um ihm den Kaffee oder die Zeitung zu bringen. Er benahm sich bei solchen Gelegenheiten stets so artig und rücksichtsvoll, als hätte er es mit einer vornehmen Dame zu tun. Aber als er keinen Zweifel mehr hegen konnte, daß sie die Gelegenheit zu derartigen kurzen Besuchen geflissentlich herbeiführte, wurde er in seinem Betragen doch etwas kühner.

Als sie wieder einmal eintrat, um das Frühstücksgeschirr fortzuräumen, eine Arbeit, die sie bisher stets dem Mädchen überlassen hatte, fiel ihm ihre betrüübte Miene auf, und er versagte sich's nicht, sie nach der Ursache ihrer Niedergeschlagenheit zu fragen.

Aber Hanna schien nicht willens, ihm Auskunft darüber zu geben. Wie in müder Resignation schüttelte sie den Kopf. „Weshalb sollte ich es Ihnen sagen, da Sie mir ja doch nicht helfen können?“

„Köge denn das so ganz außerhalb alles menschlichen Vermögens?“

„Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mir selbst schon helfen. Ach, es ist traurig, ein schwaches und ohnmächtiges Weib zu sein!“

Bruno Hartmann war an ihre Seite getreten, und zum ersten Male hatte er es gewagt, seinen Arm um ihre Schultern zu legen. Hanna blieb regungslos, als ob sie die kühne Vertraulichkeit gar nicht bemerkte.

„Aber was Sie selbst nicht vollbringen können“, fragte er schmeichelnd, „kann doch vielleicht ein aufrichtiger Freund für Sie tun?“

„Ein aufrichtiger Freund!“ gab sie bitter zurück. „Wollen Sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn finden könnte?“

„Er ist schon gefunden — er steht hier neben Ihnen. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich fürchte nicht, daß Sie mit dem Ergebnis unzufrieden sein würden.“

„Sie sind sehr freundlich. Aber ich kenne Sie ja kaum, wie dürfte ich mich Ihnen anvertrauen?“

Mit gekränkter Miene trat er um einen Schritt zurück. „So hätten Sie nicht zu mir sprechen sollen, Fräulein Hanna — so nicht! Wenn es einen Menschen gibt, der es aufrichtig gut mit Ihnen meint, und der willig ist, Ihnen jeden Dienst zu leisten, so steht er hier vor Ihnen. Und jetzt bitte ich Sie noch dringender als zuvor: schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Es ist jetzt geradezu eine Ehrenpflicht für mich, Ihnen zu beweisen, daß ich es verdiene.“ (Fortsetzung folgt.)



Wenn du alles dir unterwerfen willst, so unterwirf dich der Vernunft. Seneca.

## Karpathen = Wanderung.

Jetzt, da der Sommer seine Boten schickt: die klare, weisse hin durchsichtige Luft und die langen, mit Glanz und Duft angefüllten Abende, regen sich Erinnerungen an herrliche Wandertage mit ungestüme Sehnsucht. Durch das Gebirg der Kanonen am Strj und über den Blutgetränkten Perggraten am Dunajec erscheint die in derselben Landschaft verlebte Vergangenheit fast wie eine Unwahrscheinlichkeit und ein verlorenes Glück.

Gerade die Karpathen vermögen dem Gebirgswanderer etwas ganz Persönliches zu geben. Sie sind mit keinem deutschen Mittelgebirge zu verwechseln und auch nicht mit dem

Hochgebirge. Man kann bei ihnen kaum von einem „Raffib“ im üblichen Sinne sprechen, das anseht, sich erhebt und wieder abflacht. Denn sie stehen am Anfang so ungebärdig da wie am Ende. Sie schreien schon in dem Liptauer Gebirgszuge bis zu 2800 Meter in die Höhe und sind vor ihrem Ausgange, in den uns allen bekannten schwer umstrittenen Waldkarpaten so störrisch und gerülpelt, daß der braune Bär in ihnen zu Hause ist, der dort von unseren Truppen oft genug erlegt sein mag. Am Südrhange, nach Ungarn zu, können wir den Schritt auf weiten Matten erholen, aber in den meisten übrigen Teilen dürfen Bergstoc und Steigeisen nicht vergessen werden. Die Karpaten sind daher auch wenig dem allgemeinen Reisepublikum bekannt geworden. Nur einen Abschnitt, die hohe Tatra, hat man für die sommerlichen Touristen ausgesucht und mit großen Hotels, Wagen, Wegweiser usw. zurechtgemacht. Die Ost-Besiden und die Waldkarpaten dagegen sind noch ziemlich unberührter Boden, und die wenigsten „Karpodenbesucher“ wissen, wo das Laborcafé, der Ujsofer Paß und der Strij zu finden sind. Und doch sind gerade diese Teile der Karpaten die romantischsten, und sie mögen uns jetzt, da sie mit dem Blute unserer Brüder gesättigt sind, vor allen andern wert erscheinen. Wenn der Krieg ausgekocht hat, möge sich der deutsche Reisende dieser Landschaften erinnern und sie durch anhänglichen Besuch zu ehren trachten.

Unsere Truppen haben sich durch sehr unwirksame, aber auch durch sehr schöne Gegenden hindurchkämpfen müssen. Wenn sie als Sieger heimkehren und das Grauenvolle des Krieges in der Erinnerung erloscht, werden sie der hohen Pracht der Karpaten freundlich gedenken. Wie sich am Dunajec und am Dnjepr die Gebirgspässe in dunkeln, steil aufragenden Felsadern verschlangen; wie sich ein ungeheurer, von einer Niesenfaust hingeschleudert Steinwall vor ihnen sich zu erheben schien; wie Urwälder, durch die noch keines Menschen Fuß gegangen, sich ihnen mit wild durcheinandergeworfenem Knüppelholz in den Weg legten; wie des Abends die Sonne über diese ungefaltene und gigantische Wälder leuchtete und über Gestein, Graten, Spizen und Wäldern Hundert Lichter schuf; wie im Walde der Uhu krächzte, eine Wärenjagd Weidmannsheil verhielt, Gemsen und Murmeltiere und nicht bloß Muffen vor den Gewehrlauf kamen u. a. m. Hier in den Ost-Besiden und in den Beler Karpaten gewinnt alles seinen besonderen Reiz durch die Unberührtheit, mit der manche Gegenden seit dem Schöpfungstage ausgezeichnet sind. Am Dunajec fängt es an, dann kommt nach Osten die Bislofa, die Laborcafé, der Lupotzer Paß, der Ujsofer Paß, der Strij, die Opor, der Pruth: alles uns durch die Kämpfe bekannte Namen, doch nicht vertraute Gegenden. Die Höhen schwanken hier zwischen 800 und 1400 Metern. Aber diese Höhen sehen anders aus als gewöhnliche Gebirgshöhen. Sie sind unvermittelt, gleichsam vulkanisch, aus dem Erdboden gestiegen, und wer sie kennt und sie in friedlicher Ruhe einst erklimmen hat, dem graust es bei dem Gedanken, daß diese Felsen im Sturm genommen werden mußten. Es erscheint unmöglich, denn die Höhen am Lupotzer oder Ujsofer Paß sind für den geübten Touristen schon schwierige Aufgaben, wie erst für den Soldaten, der sie im mörderischen Feuer nehmen soll. Was hier von unseren Soldaten geleistet worden ist, ist übermenschlich.

Zu den schönsten Bildern gehören in den Karpaten die „Meerseen“. Das sind einsame Seen, die in den Talfesseln verborgen liegen. Das berühmteste Meersee in den Karpaten kennen die meisten Reisenden. Es liegt in der Tatra bei Zalogaan und wird von hier aus auf dem Ausfluge zum Fischen besucht. Noch schöner ist der Anblick von der Meerseespitze, unter der etwa 1600 Meter tief das Meersee dunkel und groß leuchtet. Aber auch in den östlichen Karpaten und in den Waldkarpaten gibt es viele Meerseen. Sie drücken die Elegie und Verlassenheit dieses Gebirges vollends aus mit ihrem tiefen und rätselhaften Blick, der hier in der wüsten und gerülpelten Einsamkeit stark und lebendig auf den Wanderer einwirkt. Wenn nach dem Kriege der Karpatenverein dorthin gehen wird, sich außer der hohen Tatra der übrigen Karpatenteile anzunehmen, so wird er die Wege nach den Meerseen nicht vergessen.

Da können wir dann, während um uns die Macht des Schöpfers in ihrer ganzen Urigewalt steht, sinnen und denken, wie heilig uns dieser Boden geworden ist durch das Blut, das über ihn zu unserer Freiheit und auf daß wir leben geflossen ist.

Aus der Kriegszeit.

Ein nobles Quartier.

Vor Arras noch wir ein Quartier bezogen,  
In jedem Winkel, jedem Loch, wir lagen ungelogen.  
Die Mannschaft war noch herzlich froh,  
Die lag in einer Scheune,  
Doß ach, das Kompagniebureau,  
Es war im Stall der Schweine.

Zwei Ställe rechts und links vom Tor,  
Die dienten als Quartiere  
Feldwebel, Krankenträgerchor  
Und Unteroffiziere.  
Im Kriege ist es ganz egal,  
Wie und wo man tut liegen.  
Man legt sich in 'nen Schweinestall  
Und grunzt dort vor Vergnügen.

Wehrmann A. Denning.

Ein „vielsagendes“ Interview mit Robin. Der berühmte französische Bildhauer Robin ist soeben von einem kurzen Aufenthalt in Rom nach Paris zurückgekehrt, und der „Gaulois“ hat es sich nicht nehmen lassen, ihn sofort nach seiner Rückkehr über seine römischen Eindrücke zu interviewen. Dieses Interview verlief aber in etwas anderer Weise, als es sich der wißbegierige Mitarbeiter des „Gaulois“ wahrscheinlich erträumt hatte, denn in allen wichtigen Fragen gab Robin nur sehr ungenaue und für die Bedürfnisse des Interviewers wenig inhaltsreiche Auskunft. Den ersten Versuch, ihn zu einer Schilderung interessanter römischer Erlebnisse zu veranlassen, beantwortete er mit der einfachen Mitteilung: „Ich habe eine Büste vom Papst gemacht.“ Wie, Sie haben eine Büste von Benedikt XV. gemacht? Nun, da sind Sie gewiß mit Segnungen überhäuft worden? Der Meister wies diese Vermutung lächelnd zurück. „Ich erlaube es mir nicht, dies zu denken. Der Papst ist überbeschäftigt. Er arbeitet vom Morgen bis zum Abend. Er hat mir nur drei Sitzungen gewähren können, die er von seiner Ruhezeit übrigte, und zwölf hätte ich notwendig gebraucht.“ „Aber gewiß haben Sie mit dem hl. Vater sprechen können?“, so fuhr der unermüdliche Interviewer fort. „Sie irren sich. Der Papst war, wie ich sagte, völlig in Anspruch genommen. Nur wie im Fluge mußte ich die Eindrücke dieser interessanter Gesichtszüge aufnehmen. Aber ich habe sie in mein Gedächtnis eingegraben, und als ich um sieben Uhr früh in Paris ankam, war ich schon um 7 1/2 Uhr an der Arbeit, um meine Erinnerungen und Entwürfe in die Gipsform zu übertragen.“ „Welchen Eindruck hat Ihnen Benedikt XV. gemacht?“ „Der Papst ist von kleiner Statur, aber sieht bedeutend aus. Man fühlt in ihm einen vornehmen Typus der schönen italienischen, ja sogar römischen Rasse, obwohl er Genueser ist. Die Züge sind edel und rein. Er hat etwas von dem Kopf des Kaisers Augustus mit einer noch stärker ausgebildeten Adlernase. Sein Blick und die Beweglichkeit seiner Züge verraten eine große Intelligenz. Das ist alles, was ich aus der kurzen, glanzvollen, lastigen Sitzungen, die er mir gewährte, gewinnen konnte.“ „Wie, nicht ein Wort über Ihr großes Talent, über Frankreich, über den Krieg?“, so fragte der enttäuschte Interviewer weiter. „Die Tatsache, daß er mir inmitten all seiner Arbeiten einige Sitzungen gewährt, war die schönste Anerkennung, die der Papst mir bereiten konnte, denn er ist nicht freigebig mit dieser Günst, und da ich Franzose bin, so gebührt Frankreich die Ehre.“ Der französische Berichterstatter, der mit dieser indirekten Ehrung augenscheinlich nicht ganz zufrieden war, schien nun wenigstens noch interessante Aufschlüsse über den Vatikan zu erwarten: „Sind Sie sich über die Atmosphäre im Vatikan, über die Anschauungen, die dort jetzt herrschen, klar geworden?“ „Gar nicht. Ich war nur bei meiner Arbeit, und habe mit niemandem etwas gesprochen.“ „Und Rom?“ „Ach, Rom ist immer die erhabene, bewunderungswürdige Stadt der größten Erinnerungen, in der man jahrelang leben möchte. Und doch verderben uns die Italiener manche Ausblicke mit ihren „Verschönerungen.“ Auf die Frage, ob Robin in der Stadt eine große Begeisterung für den Krieg gegen Oesterreich bemerkt habe, antwortete der Künstler nicht gerade sehr überzeugend: „Ja, die Römer sind, obwohl kalt in ihrer Sprache, doch, wie

ich glaube, von der Notwendigkeit dieses Krieges durchdrungen. Sie haben es durch Volkstumgebungen bewiesen, die niemand beanstandet hat." „Was sagt man vom König?" „Dass er sehr tapfer ist, und das macht ihn beliebt. Im gewöhnlichen Leben ist er ein guter Ehemann und Familienvater, und das sichert ihm die allgemeine Achtung. Er zeigt sich wenig; jetzt zeigt er sich auf den Schlachtfeldern und in den Schützengraben, und das ist besser, als in Friedenszeiten Staat zu machen. „Also Italien hat in diesem Augenblick einen Papst und einen König, die beide klein von Statur sind und doch vor dem Richterstuhl der Geschichte als große Gestalten erscheinen könnten. Das ist mein aufrichtigster Wunsch." „Ich wünsche es mit Ihnen." Mit diesem Zukunftswunsch war das ausschließliche Interview beendet.

**Ein Schlachtbild aus Flandern.** Der Kriegsberichterstatter der „United Press" in New York, der sich im Großen englischen Hauptquartier befindet, entwirft ein anschauliches Bild von der ungeheuren Ausdehnung des flandrischen Schlachtfeldes: „Unser Auto hielt noch einständiger Fahrt an dem Fuße eines Hüfels. Näher und näher hörten wir das Feuern, als wir an dem Abhang entlang gingen. „Wir wollten auf die Anhöhe steigen und sehen was los ist", sagte der Lazarettarzt, „wir können die ganze britische Infanterie von hier aus übersehen." „Zehn Minuten später waren wir auf der Spitze des Hüfels. „Da liegt Ostende", sagte der Doktor, „und da ist der Kanal. Sie können von hier aus die weiße Armie der Brandung erblicken. Hier ist Opren und da ist Armentières." Vor uns erstreckte sich das ungeheure weite Schlachtfeld. Hier spielte sich die stolze und größte Schlacht zwischen Engländern und Deutschen ab, die die Kriegsgeschichte kennt. Es war der erste Tag des neuen Sommerkrieges. Als wenn hundert Gewitter tobten, dröhnte es in der Luft. Wir versuchten, einen allgemeinen Überblick über das weite Feld zu gewinnen. Es war unmöglich: überall Rauchwolken, überall Kanonendonner. Augen und Ohren waren in größter Spannung; aber es war alles so ausgedehnt, daß ich den Bewegungen nicht zu folgen vermochte. Und dieser Eindruck blieb, bis wir verschiedene Punkte auswählten, auf die wir unsere Blicke richteten, und so die Bedeutung der überwältigenden Weite besser zu fassen vermochten. Einige Kilometer vor uns lag Opren als der hervorragendste Punkt. Die große Mauer des Turmes der Tuchhalle erglänzte ganz weiß im Sonnenschein. Als ich vor einer Woche hier war, erschien die Mauer immerhin noch wie ein vom Alter fleckiges Braud. Wir sahen, wie weiße Wölkchen ringsherum explodierten. Es waren Schrapnellgranaten; sie spielten einen Papfenstreich auf der Stadt. Zwei Kirchturmspitzen ragten in den sonnigen Himmel hinauf, und auch um sie spielten die Schrapnellwolken. Unter diesen Mauerwänden floß ein See weißen Rauchs. Jetzt fing ich an zu begreifen; das große Stadtviertel des schönen Opren lag unter dieser Rauchwolke; die Häuser in den gewundenen alten Straßen zerplitterten in Stücken. Jede Minute verschwand eine Kirchturmspitze wie ein Licht, das verlöscht, und der alte Turm wurde für immer von dem Blatze gerissen, der ihm unter dem Architekturschädel der Welt von jeher gebührte. Nur wenig konnte hier noch dem Untergange entgehen. Die Sonne glänzte hell über der Stadt, in der Tod und Zerstörung wütete. Die Steine, aus denen die Häuser einst sorgsam erbaut wurden, die Wohnhäuser, die Kirchen, alles was von Generationen in Jahrhunderten geschaffen worden war — es ging jetzt vor unseren Augen der Auflösung entgegen. Aber Opren bildete nur ein Fleckchen in dieser Landschaft. Umweit davon lag Poperinghe. Auch dort wirbelten Granaten umher. Ein dicker schwarzer Rauch stieg in den Vorstädten aus der Erde. Es war anzunehmen, daß dort ein 42-Zentimeter-Geschütz der Deutschen explodiert war. Die Bewohner waren morgens geflohen, nachdem sie alle die Schreden und das Herzleid durchgemacht hatten, das über ihre kleine Stadt so jäh hereingebrochen war. „Da explodiert ein „Haw Johnson" in Opren", sagte jemand aus unserer Gesellschaft. Wir sahen die schwarze Mähe eines deutschen 42-Zentimeter-Geschützes, das neben dem Turm der Tuchhalle pläzte. So weit wir auch in dem Holzkreis des flandrischen Landes umherblickten, überall gingen Geschosse nieder. Auf einer Straße von 21 Kilometern zählten wir sechs große Rauchmassen. Es waren keine einzelnen Häuser, aber brennende Dörfer. Noch weiter hinaus erblickten wir einen gewaltigen Brand; plötzlich brach schwarzer

Rauch durch das Gell hindurch. Eine große Destillation, in die die Bauern von meilenweit her ihre aufgestapelten Getreidevorräte geschafft hatten, brannte. „Der schwarze Rauch deutet darauf hin, daß der Alkoholbehälter explodiert ist", sagte der Arzt. Der große Brand der Destillation und die brennenden Dörfer waren nur einige Punkte in dem ungeheuren Bild. Im Vordergrund flog ein britisches Luftschiff, dem weiße Rauchwolken folgten, die aus deutschen Schrapnellkugeln kamen. Sie stiegen in so regelmässigen Reihen zum Himmel empor, als ob es chinesische Laternen wären, die an einem schräg ausgespannten Draht hingen. „Was würden wohl Julius Cäsar oder Napoleon über diese Schlacht gedacht haben", sagte der Doktor ruhig."

**Das Verhängnis des Palazzo Venezia.** Unter den vielen hubenhaften Staudgebungen gegen deutsche und österreichische Besitz in Italien verdient eine besonders feigenagelt zu werden, die sich dieser Tage ereignete und charakteristisch für die Gesinnung und die Ansprüche der Römer ist. Bald nachdem der Palazzo Venezia, der als Sitz ihrer Botschaft beim Vatikan Eigentum der österreichisch-ungarischen Monarchie bildet, vom Botschaftspersonal verlassen worden war, prangte über seinem Portal mit großen Lettern in lateinischer Sprache die Aufschrift: „Seit 45 Jahren am österreichischen Krebsgeschwür leidend, hat das geliebte Italien stark und klug die Prüfung bestanden und Gesundheit und Freiheit wiedergewonnen. Nun, da die Botschafter verjagt sind, zieht Italien in dieses alte Vätererbe wieder ein, das die Feinde mit Fuchschlaueheit sich angeeignet hatten." Sehen wir uns doch dies „Krebsgeschwür" einmal an. Es ist der schönste und größte mittelalterliche Palast Roms. Von Papst Paul II. aus eigenen Mitteln erbaut, diente er lange den Päpsten zur Sommerresidenz, bis er vom Quirinal abgelöst wurde, in dem heute der König wohnt, wie alle wahre Schönheit, mit der sich das moderne Rom schmückt, meistens von den Päpsten berührt. Kaum war der Palazzo Venezia später als Geschenk an Venedig übergegangen, als dieses für den modernen Italiener seltsame „väterliche Erbe" völlig dem Verfall anheimgegeben wurde, bis die Tragbalken sich lösteten, die Steine herausfielen und der Regen in die Prachtsäle fiel, in denen Rom einst seine herrlichsten Feste sah und deutsche Kaiser als päpstliche Gäste empfing. Aber damit nicht genug. Während der französischen Kaiserzeit wohnten darin die Vasallen Napoleons, und die Söhne der lateinischen Schwester ließen in den Nobelgemächern die Hühner nisten. Damals hätte übrigens nicht viel geübt und der „Palazetto", das Schmuckkästchen des ganzen Palastes, wäre abgerissen worden, so weit war die Verschmutzung und der Verfall von Haus und Garten gediehen. Einige Kunstfreunde, darunter Canova, wußten es zu verhindern. Erst als nach dem Sturz Napoleons der Palazzo in österreichischen Besitz kam, scheute die Monarchie weder Geld noch Mühe, um den ehrwürdigen Bau zu reinigen und allmählich vollständig wiederherstellen zu lassen, so daß er heute, ohne seine Gestalt verändert zu haben, modernen Bedürfnissen genügt. Dessenungeachtet verordnete die städtische Verwaltung Roms anlässlich der Systematisierung der Piazza Venezia zum Bau des Niesenmonuments Vittore Emanuele III., einem Monstrum künstlerischer Geschmacklosigkeit, die Niederlegung des köstlichen Palazetto. Es half kein Widerspruch und keine Entrüstung der ganzen Kulturwelt. Nun war es wieder die österreichische Regierung, die, machtlos, den Palazetto an derselben Stelle zu erhalten, ihn mit ungeheurem Aufwand an Geld und Kunstfertigkeit auf die Westfront des Palastes umsetzen ließ, so daß er dort in alter Gestalt von neuem erstand. So weit dürfte das „österreichische Krebsgeschwür" für sich selbst genug sprechen, dem übrigens ganz Norditalien, wie sogar die größten Kaiser Österreichs anzuerkennen pflegten, seine im Verhältnis zum Süden unvergleichlich bessere Organisation und Kultur verdankt. Aber auch für den Geist des italienischen Volkes spricht diese Manifestation genug, das stolz wie ein Pfau „sein väterliches Erbe", nachdem es alles nur Mögliche zu seinem Verfall und seiner Niederlegung beigetragen hatte, jetzt, da es von Österreich in ein wahres Schmuckkästchen mittelalterlicher Baukunst umgewandelt wurde, wieder beziehen möchte! Es ist glücklicherweise vorauszusehen, daß dem Fuchs neben den übrigen übermütigen Gekühen auch diese alte Traube zu hoch hängt. Denn Goethe sagt ja so treffend: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Erwerben jedoch heißt nicht rauben. . .